

## Der IV. Internationale Kongreß für Mittelalterliche Philosophie

Von Wolfgang Kluxen, Bochum

Die »Société Internationale pour l'Étude de la Philosophie Médiévale (S. I. E. P. M.)« veranstaltete den IV. Internationalen Kongreß für Mittelalterliche Philosophie vom 27. 8. bis 2. 9. 1967 in Montréal und tagte damit erstmals in der westlichen Hemisphäre. Eingeladen hatte die französischsprachige Université de Montréal, die in ihrem »Institut d'Études médiévales« ein philosophiegeschichtliches Forschungszentrum von internationalem Ruf besitzt. Zeit und Ort waren nicht ohne Rücksicht auf die »EXPO 67« gewählt; man versprach sich davon zusätzliche Attraktivität für die an sich schon sehenswerte Stadt Montréal.

Das Rahmenthema »Artes liberales und Philosophie im Mittelalter« war nicht nur wegen seiner philosophiegeschichtlichen Bedeutung, sondern auch wegen seines Interesses für Philologen und Historiker, besonders aus dem Bereich der Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte, gewählt worden. Durch diese »interdisziplinäre« Erweiterung erhoffte man erhöhte Teilnahme aus den USA, wo die eigentliche Philosophiegeschichte des Mittelalters nur an wenigen Orten gepflegt wird. Zudem ist »liberal arts« für Angelsachsen ein aktueller Titel, der noch heute den Inhalt dessen bezeichnet, was wir »Allgemeinbildung« nennen würden. Jedoch entspricht die interdisziplinäre Einordnung in die Gesamtmediaevistik nicht minder den Leitvorstellungen der S. I. E. P. M., welche die historisch-kritische Forschung und darauf aufbauende Interpretation, keine neuscholastische Repristinisation fördern will.

Weit über 400 Teilnehmer aus 36 Nationen besuchten den Kongreß. Die Kongreßleitung hatte für Unterbringung in möglichster Nähe des Tagungsortes und für ein lockeres Rahmenprogramm gesorgt, wodurch Kontakte zwischen den einzelnen Teilnehmern wesentlich erleichtert wurden. Überhaupt verdienen die verantwortlichen Organisatoren des Kongresses ein besonderes Lob, vor allem der rührige Sekretär des Komitees, P. Albert-M. Landry O. P.

Die wissenschaftliche Arbeit des Kongresses vollzog sich wie üblich in Vorträgen mit Diskussionen und in Kommissionen. Die letzteren sind seit dem I. Kongreß (Löwen 1958) ständige Einrichtungen der Kongresse, die teils der Orientierung über laufende Arbeiten dienen, wie die Kommissionen »Texteditionen« (M.-T. d'Alverny) und »Beziehungen zwischen arabischem und christlichem Denken im Mittelalter« (J. Madkour); teils sollen sie Anregung und methodische Vorbereitung für künftige Arbeiten geben, wie die Kommissionen »Quellen des mittelalterlichen Denkens« (G. Verbeke) und »Repertorium der lateinischen Aristoteles-Kommentare« (J. Legowicz). Sie arbeiten mit Fragebogen, die vor Kongreßbeginn an die interessierten Forscher verschickt und ausgewertet werden. Man darf sie also als Informationshilfen und als nützliche Plattformen der Diskussion historisch-methodischen Details bezeichnen, wo zugleich die unermessliche Fülle der noch zu leistenden Forschungsaufgaben sichtbar wird.

Vorträge waren für diesen Kongreß in großer Zahl angeboten worden. In Montréal hatte man rigoros das Gewicht der angebotenen Vorträge dadurch begrenzt, daß man sie auf nur zwei Nachmittage zusammendrängte, an denen je 6 Sektionen parallel tagen sollten. Da zusätzliche Vorträge von Anwesenden angeboten wurden, erhöhte man die Sektionen auf 8, so daß mehr als 70 Redner zu Worte kamen.

Naturgemäß kann über die Sektionen kein auch nur annähernd treffender Bericht gegeben werden. Jedenfalls bestand der erfreuliche Eindruck, daß die Mehrzahl der Vorträge hohes Niveau hatte. Von den Teilnehmern aus der Bundesrepublik Deutschland sprachen in den einschlägigen Sektionen: Wilhelm Keilbach von der Universität München über das Thema »Der Prosligion-Beweis im Lichte philosophischer Gotteserkenntnis und mystischer Gotterfahrung«, K. A. Sprengard von der Universität Mainz über »Die Bedeutung der Artistenfakultät für die Entwicklung der Modernen Philosophie des XIV. und XV. Jahrhunderts«, H. A. Huning von der Hochschule der Franziskaner in Münster über »Artes liberales und Philosophie in der Olivischule« und Anton Antweiler von der Universität Münster über »Scholastik als psychologisches Problem«.

Das Gesamtbild des Kongresses gestaltete sich in den Plenarsitzungen. In ihnen kamen geladene Redner zu Wort, die das Tagungsthema in chronologischer Folge abzuhandeln hatten. Man eröffnete mit einem Einzelvortrag von H.-J. Marrou (Sorbonne) über die »Artes liberales« in der Antike; es folgten fünf »Symposien« mit je zwei oder drei Rednern über den eigentlichen Sachbereich des Kongresses, eines davon dem nichtlateinischen Bereich (Byzanz, Islam, Judentum) gewidmet; man schloß mit einem »Kolloquium« über »artes liberales und Humanismus heute«.

Wenige Vorträge waren als Übersichten gehalten; die meisten griffen relevante Teilaspekte heraus, die von Forschungsergebnissen des Redners her beleuchtet wurden. Philologisch-historische und philosophisch-interpretatorische Beiträge hielten sich die Waage. Das gleiche war bei den Diskussionsbeiträgen der Fall, deren einige wesentliche Bereicherungen brachten. Kontroversen wurden kaum laut; nur ganz gelegentlich kam es zu kurzen Auseinandersetzungen der Spezialisten.

Aus Vorträgen und Diskussionen schälte sich im Laufe des Kongresses eine Generallinie des Konsenses über die Geschichte der »Artes« und ihren Zusammenhang mit der Philosophie heraus. Diese Geschichte beginnt, wie H.-J. Marrou (Sorbonne) schilderte, in der Schule Platons, der für die Zulassung zu den eigentlich philosophischen Studien Kenntnisse verlangte, die über den altgriechischen Elementarunterricht hinausgingen. In dieser Forderung einer »Allgemeinbildung« von propädeutischem Charakter stimmt er mit Isokrates überein, obwohl dieser das dem platonischen entgegengesetzte Erziehungsziel der rhetorischen Bildung vertrat. Unter dem Gegensatz von Isokrates und Platon, von rhetorisch-literarischem und philosophisch-wissenschaftlichem Ideal zeichnet sich so ein gemeinsamer Fundus an »Sekundarbildung« ab, den schon die Stoa, wie ihre Einteilung der Philosophie zeigt, nicht mehr zur Philosophie rechnet. Das ist der Sinn der hellenistischen »enkyklios paideia«, deren Inhalte man nach einem Worte Senecas »nicht lernen, sondern gelernt haben muß« (Ad Lucil. 88).

Die Siebenerliste der Artes kann natürlich erst nach Entstehung der Grammatik, also im 1. Jahrh. v. Chr., erscheinen. Sie ist schon bei Cicero und Philon nachweisbar (obwohl beide nicht die Siebenzahl als solche nennen), während Varro eine Neunerliste hat. Das feste System der »Septem artes liberales« (wobei »liberalis« eine römische Prägung ist) liegt erst bei Martianus Capella vor (1. Hälfte 5. Jahrh.), der Name Quadrivium für die mathematischen Wissenschaften findet sich erst bei Boethius (Arithm. I, 1), die Bezeichnung Trivium ist sogar erst karolingisch. Es ist diese festgestigte spätlateinische Gestalt des Bildungsprogramms, welche das Mittelalter übernimmt.

Diese Übernahme war dadurch christlich legitimiert, daß die Kirchenväter – wie schon früher das hellenistische Judentum – die »Artes« in den Dienst des Studiums der »Sacra Scriptura« gestellt hatten. Diese »patristische Tradition« ist noch bei Isidor von Sevilla in ihrer ganzen Fülle lebendig, und selbst in der Reduktion des Bildungsinhalts auf das unmittelbar mit dem Schriftstudium Verbundene im irischen und angelsächsischen Bereich zeigt sie sich kontinuierlich wirksam; darüber referierte M. C. Diaz y Diaz (Salamanca). Alkuin knüpfte, wie L. Wallach (Univ. of Illinois) betonte, gerade an die patristische Tradition an. Eben dadurch wurde die kirchliche Reform Karls d. Großen zu einer Renaissance der Bildung, deren Niveau jedoch nicht überschätzt werden sollte. Zunächst ging es um relativ elementare Sprach- und Sachkenntnisse, vordringlich um die »Grammatik«. Um den neuen Bedürfnissen zu entsprechen, wurden vor allem neue »Textbücher« geschaffen. Aber schon die zweite Epoche der karolingischen Renaissance zeigt, daß man über die Ebene des Elementaren sachlich wie methodisch hinausgeschritten ist.

G. Mathon (Lille) zeigte das am Beispiel Eriugenas, der nicht erst durch die Begegnung mit dem Areopagiten zum Philosophen wurde, sondern schon als »grammaticus«, als welcher er »Adnotationes« zu Martianus Capella schrieb, an die lateinische Tradition des Neuplatonismus anknüpfte; schon in dieser Phase gewinnt er das Profil, das seine Rolle im Prädestinationsstreit bestimmt. So wird der Zusammenhang von »Artes« und Philosophie lebendig; die Artes enthalten die Philosophie, sie führen zur Sapientia, zur Contemplatio, zum Himmel.

Nicht der philosophische Aufschwung, sondern die traditionsgemäße, daher konservative Pflege der »Bildung«, und zwar unter Vorherrschaft der Grammatik, bestimmt die Folgezeit bis ins 11. Jahrh. Die Permanenz der Artes liberales stellt den eigentlichen Kontinuitätsstrang in der Geistesgeschichte des frühen Mittelalters dar. Von dieser Bildungskontinuität aus kann, wie im 9. Jahrh. bei Eriugena, so im 11. Jahrh. seit Lanfrank und Anselm von Canterbury, die eigentlich philosophische Dimension wiedergewonnen werden. Zu dieser Charakteristik des lateinischen Mittelalters gibt es in der nichtlateinischen Welt keine Parallele. E. Moutsopoulos (Saloniki), der eine Übersicht über den byzantinischen Bereich gab, konnte zwar das Fortwirken der hellenistischen Tradition belegen, wobei er insbesondere auf Neuentwicklungen in der Musik hinwies; zur Philosophie besteht jedoch kaum Beziehung, ja die eigentlich philosophische »Kunst« der Dialektik wird so wenig gepflegt, daß sich daraus Schwierigkeiten im theologischen Gespräch mit den Lateinern ergeben. Die islamische Welt, über die M. Fakhry (Georgetown Univ.) berichtete, kennt überhaupt nicht den Gedanken einer irgendwie humanistischen Allgemeinbildung. Wo die darunter fallenden Inhalte nicht unmittelbar einem religiösen Erziehungsziel zugeordnet werden, treten sie nur im Dienst der philosophischen oder der naturwissenschaftlichen Erkenntnis auf; eine Eigenbedeutung im Rahmen einer als selbständige Stufe verstandenen Sekundarbildung haben sie nicht, und zu keiner Zeit bestimmen sie das Unterrichtswesen. Gleiches gilt für das Judentum; wie A. Hyman (Yeshiva Univ.) betonte, gehört die griechische profane Bildung zum philosophischen Unterricht, und dieser wurde vom Lehrer nur in kleinsten Zirkeln, gewöhnlich nur einem Schüler, erteilt.

Im lateinischen Mittelalter ist der festgefügte, durch öffentlich anerkannte Programme bestimmte Bereich der Bildung und der Schule zentral. Das gilt nicht nur für die Frühzeit, zu welcher M. T. Gibson (Liverpool) sprach, sondern auch für die Folgezeit, auch wenn sich die Inhalte des Unterrichts wandeln, und es gilt auch für die höheren Studien, die nicht mehr zum Bereich der Artes zählen. Schul- und Unterrichtsprogramme, Studienvorschriften und -gänge, Verzeichnisse von

»Textbüchern« oder kanonischen Texten, Examensordnungen und ähnliche Dokumente sind daher auch für die spätere Zeit wichtige Zeugnisse. So behandelte Ph. Delhaye (Löwen/Montréal) Schulprogramme des 13. Jahrh., J. Weisheipl (Comm. Leon., New Haven) das Curriculum der Artisten in Oxford und Paris im 14. und 15. Jahrh. Freilich ist von den alten Artes liberales in der späteren Zeit nicht viel mehr erhalten als der Name, etwa in der »*facultas artium*« der Universitäten, und das nur insofern mit sachlichem Recht, als die neuen Lehrinhalte die vorher durch die Artes ausgefüllte Stelle besetzen.

Der entscheidende Wandel beginnt im 11. Jahrh. mit einer Gewichtsverschiebung. Die Grammatik, welche ihre Vorrangstellung nicht zuletzt der Theologie verdankte, die ja einen Text zu interpretieren hat, wurde mehr und mehr durch die Dialektik zurückgedrängt; seit Abailard übernimmt sie die Führung. Auf ihrem Boden gewinnt ein neues Ideal von »Wissenschaft« Raum; »*scientia*« setzt sich gegen »*ars*« durch. L. Hödl (Bochum) zeigte, wie die neue »dialektische Theologie« den Anforderungen dieses Wissenschaftsverständnisses zu entsprechen sucht, welchen die alte grammatische Schriftdeutung nicht mehr gewachsen war. Ein Abailard, ein Gilbert von Poitiers bemühen sich um eine Theologie der »gültigen Aussage«; ein Odo von Soissons, ein Simon von Tournai sehen den Weg der Theologie, wenn nicht gar das angemessene Medium der theologischen Aussage in der »angestregten Frage«. Aber nicht nur die Theologie, sondern alle Bereiche des Wissens werden von dem neuen Wissenschaftsverständnis her umgeformt, bis hin zur Dichtung, die sich logischen Maßstäben stellen muß. Wir wohnen einem Vorgang bei, den man in Anlehnung an ein modernes Schlagwort die »Verwissenschaftlichung aller Theorie« nennen kann. Das Resultat dieses Vorgangs ist die Scholastik; sie ist nicht nur Rezeption des Aristoteles und des arabischen Denkens, sondern ebenso sehr eine Entfaltung von Motiven, die in der Bildungstradition der Artes präsent waren, einer neuen Gestalt der Wissenschaft, von der nun das gesamte Bildungswesen umgeformt wird – am sichtbarsten in der Gründung der Universitäten, die eine Schöpfung der Scholastik sind.

Unter dem neuen Wissenschaftsideal gelten die traditionellen Inhalte der Artes als ungenügend; sie werden ersetzt: die literarische Grammatik weicht der spekulativen Sprachtheorie der Modisten, über die H. Roos (Kopenhagen) referierte; an die Stelle der alten Dialektik tritt die hochformalisierte »*Logica modernorum*«. Das traditionelle Quadrivium, das von neuplatonischen, wenn nicht gar neupythagoreischen Gedanken geformt und mit Elementen des Symbolismus angereichert war, wird gänzlich verdrängt; aristotelische Physik, arabische Mathematik und Astronomie besetzen das Feld. Stationen dieser Geschichte beleuchteten R. O'Donnell (Toronto) bei Alexander Nequam und P. Kibre (Hunter College, New York) im Paris des 13. Jahrh. Die um Quantifizierung und Mathematisierung bemühte nominalistische Naturwissenschaft des 14. und 15. Jahrh., welche J. Murdoch (Harvard University) behandelte, läßt keine Kontinuität mehr zum alten Quadrivium erkennen. Man wird ihre Vertreter, trotz allen Einschränkungen, eher als »Vorläufer Galileis« einordnen wollen. Ebenso verweist die gleichzeitige Mathematik eher auf die Zukunft; ihre zentralen Probleme, bei denen sie neue Bereiche mit Erfolg angeht, sind solche der Unendlichkeitsmathematik, die erst Leibniz gültig lösen sollte.

In der Geschichte der »Verwissenschaftlichung«, als welche die Scholastik zu charakterisieren ist, haben sich so selbständige Wissenschaften herausgebildet, deren Zusammenhang mit der »Bildung« verloren ist. Die Philosophie ist dabei auf die Seite der Wissenschaft getreten. Die Gegenbewegung zu diesem Vorgang stellt der Humanismus dar, jedoch nicht als »Rückkehr« der früheren literarischen Bildung, sondern als deren neue Form. Das beweist nicht nur der Fächerkatalog der »*Studia humanitatis*«, der neben Grammatik und Rhetorik nun Poetik, Geschichte und Ethik umfaßt, sondern auch die Forderung, die »*auctores*« zu lesen und dazu ihre ursprüngliche Sprache, das Griechische, zu studieren. Man geht also nicht auf die Artes, sondern auf deren Quellen zurück. Erst allmählich stellen sich von den humanistischen »*litterae*« zur »*scientia*« und zur Philosophie Verbindungen her. Jedoch wird man nicht sagen können, daß die humanistische Einstellung je die Philosophie beherrscht hat. In der Neuzeit laufen verschiedene Stränge von Entwicklungen in Bildung, Wissenschaft und Philosophie nebeneinander her, die sich in mannigfacher Weise gegeneinander oder zueinander stellen. Ihre Geschichte kann nicht mehr, wie im Mittelalter auf weite Strecken möglich, auf ein gemeinsames Zentrum bezogen werden.

Es gehörte nicht zur Aufgabe des Kongresses, diese Linien über die Grenzen des Mittelalters hinaus zu verfolgen. Doch lag der Gedanke nahe, von der historischen Erkenntnis aus zu Fragen der Gegenwart Stellung zu nehmen. Das abschließende Kolloquium galt deshalb dem Thema »*Artes liberales* und Humanismus heute«. Den Ehrevorsitz hatte dabei der Kultusminister der Provinz Québec inne, die Leitung lag beim Kongreßpräsidenten E. Gilson. Hier stand vor allem die Stellung der Philosophie im geistigen Universum der Gegenwart zur Debatte. Man sah eine (umgekehrte) Proportionalität zur Situation des hohen Mittelalters: Hier wie dort die überwältigende Tendenz zur Verwissenschaftlichung, hier wie dort die Dissoziation von Wissenschaft und Literatur, Bildung. Aber die Philosophie ist nicht mehr führend, und sie steht nicht eindeutig

auf Seiten der Wissenschaft. Im Gegenteil, bedeutende und einflußreiche Philosophien treten im Gewande der Literatur auf. Wo wäre in dieser Geschiedenheit der theoretische Ort einer Bildung zu suchen, welche im Sinne eines »Humanismus« ihren Bezugspunkt im Menschen und seiner Menschlichkeit wählt? J.-C. Falardeau (Québec) sah ein vermittelndes Moment in den neuen »Wissenschaften vom Menschen«, die das 19. Jahrh. begründet und das 20. immer mehr in ihrer Eigenart erkannt hat; nicht Divergenz, sondern Parallelität des Pluralen schien ihm gegeben, die sich im kritischen Diskurs der Philosophie mehr und mehr erweisen werden. In den »Wissenschaften vom Menschen« und ihrem Gegenstand, dem »*présupposé humain*«, sah er den Ort, von dem sich das Problem des Humanismus wieder stellen lasse. L.-M. Régis (Montréal) schien es eher, als lasse die Verwissenschaftlichung einen wissenschaftsfreien Raum offen, in welchem sich ein Humanismus der Literatur, der Kunst und schließlich auch der Religion ansiedeln könne. Die Frage blieb am Ende unbeantwortet. Es zeigte sich, daß von historischer Erkenntnis her ein Problem vielleicht zu stellen, gewiß nicht zu lösen ist.

Es bleibt nachzutragen, daß innerhalb des Kongresses satzungsgemäß die Generalversammlung der Mitglieder der »*Société Internationale pour l'Étude de la Philosophie Médiévale* (S. I. E. P. M.)« stattfand. Nachdem der bisherige Präsident der Gesellschaft, J. Carreras y Artau (Barcelona) wegen Krankheit zurücktreten mußte, wurde M. de Gandillac (Sorbonne) zum neuen Präsidenten gewählt. Vizepräsidenten wurden außer R. Klibansky (Montréal), der in seinem Amt bestätigt wurde, W. Kluxen (Bochum) und J. Legowicz (Warschau). Die Zahl der Beisitzer des Vorstandes wurde auf 8 erhöht; zu den bisherigen Amtsinhabern wurden hinzugewählt: P. O. Kristeller (Columbia Univ.), Ph. Delhaye (Löwen/Montréal), E. Lacroix (Montréal) und S. Gomez Nogales (Madrid). Der letztere wiederholte eine frühere Einladung der Spanischen Philosophischen Gesellschaft, den nächsten Kongreß 1972 in Spanien abzuhalten, welche die Generalversammlung annahm.